

Missionarisch-diakonischer Gemeindeaufbau

**Vortrag beim Kongress der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche
am 30. Oktober 2010 in Göttingen**

**von Pfr. Ulrich Laepple, Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im Bundesverband der
Diakonie, Berlin**

Liebe Schwestern und Brüder aus der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche!

Ich danke Ihnen für die Einladung zu diesem Kongress, an dem ich Ihnen – wie es im Programm heißt - ein „Impulsreferat“ halten soll. „Impulsreferat“ klingt zum einen entlastend, denn ich muss kein „Grundsatzreferat“ halten und darf auswählen, was mir wichtig ist. Zum andern ist diese Aufgabe auch sehr herausfordernd: Denn es geht um Ihren Puls, den ich durch ein solches Referat anregen soll. Es geht um den Herzschlag Ihrer Gemeinde. Wofür schlägt Ihr Herz? Wo und wie schlägt das Herz Ihrer Gemeinde? Könnten Sie es sagen: „Das Herz unserer Gemeinde schlägt an der oder der Stelle, schlägt für...?“

Darum muss es gehen bei diesem etwas trocken klingenden Thema „missionarisch-diakonischer Gemeindeaufbau“: dass unser Herz ergriffen wird und schlägt für die Menschen, die Gott liebt. Denn was ist eine christliche Gemeinde anderes als ein Stützpunkt der Liebe Gottes in dieser Welt? Und wenn es um Liebe geht, muss das Herz allemal höher schlagen!

Eine Gemeinde müsse auch „ausatmen“, sagte Prof. Eberhard Jüngel einmal in einem Referat auf einer EKD-Synode, die als Missions-Synode bekannt geworden ist. „Ausatmen“ - das ist Mission, Evangelisation, Diakonie – Gottes Drang zur Welt, zu den Menschen seiner Welt, zu denen er seine Gemeinde mitnimmt. „Einatmen“ dagegen – das ist, was in der versammelten Gemeinde geschieht: der Gottesdienst, das Hören auf das Wort, das Gebet, die Feier der Sakramente. Unser heutiges Thema handelt vom Ausatmen, also von Mission und Diakonie, wobei es sich für uns von selbst verstehen wird, dass alles „Ausatmen“ im „Einatmen“ gründen muss, wenn der Herzschlag der Kirche, der Herzschlag der Gemeinden, gesund bleiben und uns die Luft nicht ausgehen soll..

I. Die beiden Hände Christi

Es war nicht lange nach meinem Theologiestudium, als ich von einer Tagung erfuhr, die den Titel „Die beiden Hände Christi“ hatte. Gemeint war die „missionarische“ Hand und die „diakonische“ Hand Christi. Mit der missionarischen Hand wurde die Einladung zum Glauben, der Ruf in die Nachfolge Jesu bezeichnet, mit der diakonischen die Hilfe in seelischer und körperlicher Not. Und – so lesen wir ja in den Evangelien – beide Hände Christi arbeiteten eng zusammen, wie bei der Geschichte der vier Männern, die ihren Freund in Kapernaum durch ein Dach vor Jesus gebracht haben und Jesus zwei Dinge tat: Er antwortete auf die Situation mit einem Satz: „Deine Sünden sind dir vergeben“ und mit einer Tat: Er machte den Kranken gesund.

Jesus hat in Ps. 103 so etwas wie eine Folie für sein doppeltes Handeln finden können. Sie kennen den Vers: „Der dir alle deine Sünden vergibt und heilt alle deine Gebrechen“ – also schon da ist dieses doppelte Handeln vorgegeben. Dementsprechend sendet Jesus die Jünger in Luk. 9 aus mit zwei Worten: „Predigt und heilt“.

Ich möchte diese Zweiheit, diese für die Bibel so grundlegende Polarität mit dem berühmten Gemälde von Rembrandt „Der verlorene Sohn“ etwas plastischer machen. Vielleicht kennen Sie es. Der verhärmte, an Leib und Seele beschädigte Sohn hat zurück gefunden, zurückfinden dürfen und

liegt in den Armen des so lange wartenden Vaters. Aber etwas hat mich beim ersten Anblick dieses Bildes fast schockiert: Es sind zwei anatomisch völlig verschiedenen Hände, die den Sohn umarmen, eine zarte Hand und eine breite. Das kann bei diesem Künstler ja kein Versehen sein. Diese Hände müssen unterschiedliche Funktionen haben. Auch wenn Rembrandt nicht die eine Hand die missionarische und die andere die diakonische genannt hätte – dieser Sohn bedurfte sicher beider Hände. Er brauchte die zarte, einladende Hand, die zeigt: „Es ist alles gut zwischen uns.“ Und er brauchte die diakonische, die praktische Hand, die diesen Sohn kleidet, speist, wärmt. Das Entscheidende scheint mir zu sein: Beide Hände kommen aus dem gleichen liebenden Herzen und brauchen einander, damit verlorenen Söhne und Töchter Gottes heim finden zum Vater.

„Missionarisch-diakonisch“ – auf den Bindestrich kommt es an! Jetzt bekommen wir eine Ahnung davon, was die ganze Mission der Gemeinde ist. Denn Jesus sagt ja: „Gleich wir mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20,21) – der Herzschlag des Vaters pulsiert im Sohn. Der Herzschlag des Sohnes pulsiert in den Jüngern und soll übergehen auf die Gemeinden, bis heute. „Jünger zu machen“ ist ja nach dem Matthäus-Evangelium unser Auftrag. Was ist ein Jünger? Doch einer, dessen Augen auf den Meister gerichtet sind und der tut, was er den Meister tun sieht. Was sehen wir da? „Fürsorge für den kranken Leib und die wunde Seele, und eine Fürsorge, für die es selbstverständlich war, dem leidenden und armen Mitmenschen das zu schenken, was wirklich heil macht: nämlich ein neues Verhältnis zu Gott als Vater.“¹

Herausfordernd empfinde ich immer wieder, dass Jesus keine Kirche gegründet hat, sondern unterwegs war, d.h. öffentlich ansprechbar war für die Menschen, zu denen er Beziehungen aufbaute bis dahin, dass er in ihre Häuser ging. Alle Mission, egal in welcher der beiden Dimensionen, der diakonischen oder missionarischen, beginnt mit dem Aufbau von Beziehungen. Eine Gemeinde, die das nicht will, die bei sich selbst in der Binnenschau verharrt, wird die Mission, zu der sie Jesus beruft, verfehlen. Sie bringt sich auch um den ihr verheißenen Segen.

Damit haben wir die beiden ersten Worte unseres Themas beleuchtet und könnten zum dritten Wort übergehen: „Gemeindeaufbau“. Doch da ist vorher noch etwas zu klären.

II. Eine schmerzliche Trennung und eine gefährliche Vermischung

Für das theologische Seminar einer Freikirche hatte ich den Auftrag angenommen, Unterricht zum Thema „Diakonie“ zu geben. Als ich in den Seminarraum kam, spürte ich eine deutliche Reserve gegen dieses Thema. Es zeigte sich erst nach einiger Zeit, warum das so war: Man fand, Diakonie, das sei doch eine Sache, die mit dem Berufsziel „Gemeindepastor“ nichts zu tun habe. Denn mit evangelischen Krankenhäusern, mit großen diakonischen Komplexeinrichtungen, mit der diakonischen Arbeit in Altenheimen und Sozialstationen wollten sie, brauchten sie eigentlich nichts zu tun haben. Denn das sei ja „sowieso nur Sozialarbeit“, sagten sie etwas abfällig.

¹ Michael Herbst, Evangelisation und Gemeindeaufbau, in: Hartmut Bärend, Ulrich Laepple (Hrg), Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche, Neukirchen 2007, S. 81

Mich hat das schon sehr überrascht. Zum einen, dass sie den Begriff „Diakonie“ überhaupt nicht auf die Gemeinde beziehen konnten, aber auch, dass sie doch - etwas lieblos - die so gen.

„Einrichtungsdiakonie“ - pauschal - als theologiefremd, gemeindefremd und glaubensfremd meinten sehen zu müssen.

Nun ist dieses Thema ein weites Feld und hier und heute nicht unseres. Trotzdem will ich kurz Folgendes dazu sagen:

Wir stehen hier vor einer schmerzlichen Trennungsgeschichte. Sie besteht darin, dass sich die Einrichtungsdiakonie durch die Professionalisierung und die Einbindung in unser Gesundheitsversorgung zu einem eigenen System neben Kirche und Gemeinde entwickelt hat und der Bezug zu Glaube, Mission bzw. Evangelisation in den Hintergrund getreten zu sein scheint, verstärkt noch durch eine oft tiefgreifende Entfremdung der Mitarbeitenden von der Kirche bzw. der vielen so gen. konfessionslosen Mitarbeitenden in der Diakonie. Es ist immer wieder von der Selbstsäkularisierung der Diakonie gesprochen worden, davon, dass Diakonie dazu tendiere, nur noch „säkulare Sozialarbeit im kirchlichen Kontext“ zu sein. Doch Vorsicht mit pauschalen Urteilen.

Sicher, man muss kritisch fragen: Kann man heute in einem ev. Krankenhaus dem Evangelium begegnen und zum Glauben finden? Gibt es in einer evang. Suchtklinik und anderen Einrichtungen Angebote der Seelsorge, der Gottesdienste und Therapien, bei denen Lebenshilfe und Glaubenshilfe zusammenkommen?

Und wie können die Mitarbeitenden, die noch nie oder wenig von der Kirche, vom Evangelium, von der Bibel gehört haben (in manchen, von der Diakonie übernommenen Einrichtungen bis zu 80 %), herangeführt werden an den Glauben? Eine Aufgabe übrigens, an der ich auch mit dem Ihrer Kirche zugehörigen Pfarrer Stefan Süß auf Tagungen zum Thema „Weitergabe des Glaubens in der Diakonie“ und in unterschiedlichen Gruppen zusammenarbeite. Und wie könnte es geschehen, dass die große institutionelle Diakonie ihren Auftrag so gestaltet, dass sie als christlich, als evangelisch erkennbarer wird, ja, dass man in ihr dem Evangelium begegnen kann, sei es als Hilfesuchender in einem Gottesdienst oder in der Seelsorge, sei es als Mitarbeiter in einer als christlich erkennbaren Unternehmenskultur. Aber ich frage auch Gemeinden, ob sie nicht ganz anders, als es nur vereinzelt geschieht, nicht Beziehung aufnehmen könnten z.B. zu einem ev. Krankenhaus und zu einem ev. Altenheim und es als „ihr“ Krankenhaus und Altenheim entdeckten und mit den dort professionell Arbeitenden in eine Kooperation des Besuchens, der Seelsorge und des Gottesdienstfeierns eintreten könnten.

Aber was ist mit der **Diakonie der Gemeinde**? Die war ja bei den erwähnten Theologiestudenten völlig außer Blick geraten. Man sagt oft: Die Diakonie sei aus der Gemeinde in die diakonischen Institutionen „ausgewandert.“ Oder ist es so, dass die Diakonie nie richtig in die Gemeinde eingewandert ist?

Mein Zweifel bezieht sich auf Lehre und Praxis der „Diakonie“.

Der bekannte Theologe Adolf Schlatter beklagte schon in einem großen Aufsatz um 1900, dass die Sache des „Dienstes“ - und er meinte damit die „Diakonie“ - in der Lehrbildung der reformatorischen Kirchen, also in ihrer Dogmatik, stiefmütterlich behandelt worden sei.² Das wiederholt der luth.

² Adolf Schlatter, Der Dienst des Christen in der älteren Dogmatik (1897), in: Zur Theologie des Neuen Testaments und zur Dogmatik. Kleine Schriften, Theol. Bücherei 41, München 1969, 31-105

Theologe Zellfelder-Held auch für die Gegenwart und konstatiert, dass das Thema in der Theologie, in der Predigt, in kirchenleitendem Handeln und in der Lehre vom Gemeindeaufbau praktisch nicht vorhanden sei.³

Kein Wunder also, dass Theologiestudenten das Wort „Diakonie“ nicht auf die Gemeinde anzuwenden wissen.

Vielleicht müssen wir auch fragen, inwieweit eine bestimmte Form der Rechtfertigungslehre unempfänglich machen kann für die in der Bibel und bei Jesus doch so wichtige Rede vom Tun und von den Werken (auch bei Paulus, vgl. Röm 6,13 oder Eph.2,10 u.v.a.). Ich selber bin in meiner jungen Erwachsenenzeit, als ich anfing, mich sehr für die Theologie zu interessieren, einer – heute würde ich sagen: - abstrakten und darum folgenlosen Rechtfertigungslehre geprägt worden, für die die „Werke“ völlig marginal, um nicht zu sagen: gleichgültig waren. Bis ich bei einer Vorlesung meines verehrten Tübinger Lehrers Otto Michel regelrecht aufwachte, als er bei der Auslegung des Römerbriefs eine solche folgenlose Rechtfertigungslehre angriff und in den Saal rief: „Paulus liebt die Tat.“

III. Was heißt eigentlich „Gemeindeaufbau“

Ich folge Michael Herbst vom Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald und greife vier markante Sätze heraus:

- **Gemeinde ist ein geschichtsbewusster Begriff.** Wir sind Gemeinde nicht im luftleeren Raum, sondern auf dem Grund der Propheten und Apostel. Wir leben alle, vielmehr, als uns bewusst ist, von dem, was unsere Vorfahren christlich gedacht, getan und gebaut haben. Gemeindeaufbau beginnt nicht mit uns. Mütter und Väter des Glaubens, darunter große Namen, die Traditionen geprägt und geschaffen haben, haben vor uns gebaut. Wer wüsste das besser als eine Kirche wie die Ihre, die sich in besonderer Weise an Luther orientiert. Wer die Sensibilität für Geschichte völlig vermissen lässt, sollte die Hände weg lassen vom Gemeindeaufbau.
- **Gemeindeaufbau ist aber auch ein kritischer Begriff.** Da ist auf einem Grund etwas aufzubauen, neu zu bauen, umzubauen. Gemeinde ist eine Baustelle – und bleibt es auch. Wer sagt: „Alles soll so bleiben, wie es war und wie es war, war es immer gut und richtig“, der verkennt die galoppierende Veränderung der Menschen und der Lebensverhältnisse. Wir sollen aber nicht für Menschen Gemeinde bauen, die gestern gelebt haben, sondern, die heute und morgen leben. Im Gemeindeaufbau fragen wir darum: „Ist das, was früher einmal gut war, heute noch geeignet, die Mission, die wir empfangen haben, in gleicher Weise für heutige Menschen zu wiederholen?“ Wenn wir Menschen diakonisch und missionarisch erreichen wollen – an ihrem Ort, in ihrem Lebenskontext, in ihren „Milieus“, wie wir heute sagen – was muss sich verändern, damit wir ihnen mit dem Wort und der Tat des Evangeliums nahe kommen und verständlich werden?
- **Gemeindeaufbau meint ein planvolles und zielgerichtetes Tun.** Der Gegenbegriff zu planvollem Handeln wäre „additive Gemeindegearbeit“. Jeder hat Ideen, jeder macht

³ Paul-Hermann Zellfelder-Held, Solidarische Gemeinde. Ein Praxisbuch zur diakonischen Gemeindeentwicklung, Freimund-Verlag, 2001

etwas. Vielleicht werden alle die schönen Ideen auch dem Pfarrer aufgebürdet (manchmal will er es ja so) – nach einem Satz von Manfred Seitz: „Der Pfarrer ernährt die Gemeinde, die Gemeinde verzehrt ihn.“ Die Gemeinde wird unüberschaubar. Es läuft viel, aber es läuft nicht zusammen. Und es versinkt genau so schnell, wie es entstanden ist. Es fehlt Struktur, Beständigkeit, Klarheit, Gemeinsamkeit.

Im Gemeindeaufbau fragt man dagegen gemeinsam: Wo soll unsere Gemeinde hin? Was sind ihre Ziele und welches sind die Schritte und Maßnahmen, die zu diesen Zielen führen können? Welche Gestalt, welche Ausstrahlung, welche Körpersprache soll unsere Gemeinde haben? Oder nochmals die Eingangsfrage: Wo schlägt das Herz unserer Gemeinde – und für wen? Und wenn wir den Herzschlag spüren: Wie müssen wir Gemeinde dann umbauen?

- **Gemeindeaufbau meint ein tiefes, begründetes Vertrauen auf Gottes Verheißungen**, vor allem auf die Verheißung, die Jesus in Mt. 16 ausspricht: „Ich will meine Gemeinde bauen.“ Das kann uns vor Schnellschüssen und vor Machbarkeitswahn bewahren. Das Planen wird also aus dem Hören und Gehorchen kommen und geschieht nicht ohne Beten. Denn Ziele sind Gebetsanliegen.

M. Herbst fasst die verschiedenen Aspekte so zusammen:

„Gemeindeaufbau ist ein hoffnungsvoller, positiver Begriff. Gemeindeaufbau ist das Werk des erhöhten Herrn Jesus Christus, der selbst seine ‚Gemeinde von Schwestern und Brüdern‘ zusammenruft, ihrem Leben Gestalt gibt und sie in seinem Auftrag aussendet. Dieses Werk des Gemeindeaufbaus vollbringt Jesus Christus aber nicht ohne menschliche Mitarbeit. Von uns aus gesehen ist darum Gemeindeaufbau ein zielorientiertes und planmäßiges Handeln im Auftrag Jesu Christi mit dem Ziel, dem Zusammenkommen, Gestaltgewinnen und Gesandtwerden der Gemeinde zu dienen. Jesus Christus ist das erste Subjekt des Gemeindeaufbaus; ihm entspricht aber ein hoffnungsvolles und geduldiges, kritisches wie geschichtlich-sensibles Mittun der menschlichen Bauleute.“⁴

IV. Diakonie im missionarischen Gemeindeaufbau

Ich erzähle Ihnen von einer Gemeinde in Berlin. Sie liegt im Berliner Norden in einem sozialen Brennpunkt, im so gen. Märkischen Viertel. Riesige, vielstöckige Wohnblocks umgeben eine Kirche ohne Kirchturm. Angegliedert sind ein Gemeindehaus und ein Kindergarten, alles eher schmucklos in Beton. Nur, am Sonntagmorgen strömen die Menschen. Alle Altersgruppen gehören dazu.

Am Eingang ein Begrüßungsteam aus jungen Leuten. Die Gemeinde macht auf mich einen gastfreundlichen Eindruck. Man kennt sich, man unterhält sich.

Ich nehme an einer Pinnwand wahr: Es gibt über Dutzend Hauskreise in der Gemeinde und erfahre später, dass durch diese – oft missionarischen Hauskreise - offenbar eine ganze Anzahl von Menschen der Gemeinde zugeführt werden, auch durch Taufen, zu denen Menschen aufgrund von Glaubenskursen finden.

In den Hauskreisen wird ernst genommen, dass das Entstehen von Glauben Gemeinschaft braucht, wenn er wachsen soll, dass in der geschützten Gruppe anhand von Bibeltexten die Grammatik, die

⁴ Aus dem Manuskript einer Vorlesung zum Thema „Gemeindeaufbau“

Sprache des Glaubens eingeübt wird. Auch Persönliches, Seelsorgerliches darf und kann ausgesprochen werden, weil Glauben und Leben eng beieinander sind.

Wie beschreibt der Pfarrer die Gemeinde?

„Je größer die Gemeinde, umso mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatte wir all die Jahre hindurch ‚unser Ohr am Boden‘: Liebeshungrige Kinder beim ‚offenen Nachmittag‘, Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach ‚nur‘ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als ‚Brennglas‘ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft. Aber mit ihnen baut Gott seine Gemeinde, viele haben über die Jahre neues Leben in Christus gefunden.“⁵

Ich stutze bei dem Ausdruck „Spiegelbild der Gesellschaft“? Kommt uns das nicht übertrieben vor? Sind wir nicht die, bei denen alles anders ist als „draußen in der Welt“? Sind wir nicht ganz anders als die anderen? Vielleicht kommt uns dieser Ausdruck auch darum übertrieben vor, weil wir i.d.R. fast ausschließlich Gemeinden aus dem „bürgerlichen Milieu“ sind, vielleicht sogar aus dem so gen. Bildungsbürgertum - was ein Umstand ist, der uns nachdenklich machen muss, weil Jesus, wie wir wissen, mit anderen Milieus Beziehung aufnahm. Aber wenn wir uns als Gemeinden anschauen, wie wir sind: Spüren wir nicht, dass eine christliche Gemeinde nicht eine von der Welt abgehobene Insel der Seligen ist, sondern erkennbar ein Teil der Welt? Sind wir nicht selber oft genug die am Leben Verletzten gewesen und sind es noch, die freilich unter Gottes Zuwendung heilen dürfen? Ist eine Gemeinde nicht auch das Ensemble der Schwachen, die freilich lernen dürfen, von Gott ihre Stärke zu erwarten? Sind wir nicht immer wieder im Leben die Seelsorgebedürftigen, die Unfertigen, die Angefochtenen, die den Leiden dieser Zeit nicht enthoben sind und allem möglichen Bösen ausgesetzt bleiben. Nein, wir sind nicht die Starken, sondern „in Ängsten, und siehe wir leben.“ Wir sind die Verwundeten, und siehe wird dürfen uns aufmachen, andere zu heilen. Wir sind die Hinkenden und siehe, Gott schickt uns auf den Weg, um andere aufzurichten. Wir sind – nach einem schönen Wort des Apostels Paulus – „die Armen, die viele reich machen.“ Dass Gott sogar unsere Irrwege, Niederlagen und unsere Schuld nutzen kann zum Dienst an anderen, gerade das macht uns diakoniefähig und missionsfähig, gerade das kann uns qualifizieren zu einem Dienst an den Menschen, weil wir dann vom Wunder der Gnade wissen.

Der Bundesverband der Diakonie hat als Motto „Stark für andere“. Diakonie so aufzufassen muss nicht falsch sein. Und doch empfinde ich immer wieder, dass dieses Motto auch etwas Pausbäckiges hat, jedenfalls so missverstanden werden kann.

Kein Zufall, dass das diakonische Schlüsselwort des Neuen Testaments anders heißt. Es heißt „einander“. Es bezeichnet eine Lebensform aufmerksamen Interesses füreinander. Ich erinnere mich, wie ein Gemeindeglied vor die anderen getreten ist und ihnen sagte: „Ich möchte Euch danken, dass ihr in meiner schweren Zeit immer nach mir gefragt und für mich gebetet habt, als ich mit meiner epileptischen Tochter in so große Not gekommen war.“ Die Engländer haben für die Lebensform des „Einander“ den unübersetzbaren schönen Ausdruck „caring and sharing fellowship“. Diakonie ist also

⁵ Swen Schönheit, Heilungssehnsucht und Heilerfahrung in der postsäkularen Kultur. Unterwegs zu einer missionarischen Hermeneutik, epd-Dokumentation 16, 2005, S.31

nicht gleich eine organisierte Aktion, sondern zuerst als eine Haltung des liebenden Interesses für einander. Eine Gemeinschaft kann eine kolossale diakonische Kraft entfalten: indem einer des anderen Lasten trägt (Gal.6,2), indem wir „einander“ dienen mit der Gabe, die wir von Gott empfangen haben (1.Petr. 4,10), indem wir „einander“ annehmen, wie Christus uns angenommen hat (Röm. 15,7), dass wir einander „Diakone“ werden, wie Jesus unser Diakon geworden ist (Luk. 22,27, Mk. 10,45 und Joh. 13) Es gibt also nicht nur ein so gen. „allgemeines Priestertum“ in der Gemeinde. Es gibt auch ein spezielles „allgemeines Diakonentum“ in der Gemeinde.

Darum mein Merksatz, den ich immer wieder sage: „Diakonie ist nicht, was eine Gemeinde (auch) noch macht, sondern was sie ausmacht.“

Aber wenn die zufälligen, natürlichen Begegnungen nicht mehr ausreichen, wenn Menschen anfangen, durchs Netz zu fallen, wenn die ersten Klagen kommen, dass jemand übersehen, „vergessen“ wird (vgl. Apg. 6,1), sich ein Bedarf so zeigt, dass man mit einem geordneten Angebot reagieren sollte, dann ist es Zeit, geeignete Strukturen zu schaffen (wie Apg. 6,1ff geschehen).

Darum reagierte die Gemeinde im Märkischen Viertel mit einer Struktur, mit einem Amt, das sie einrichtete. Sie schuf das Amt einer **Seelsorgebeauftragten**, die ausgebildet wurde und mit einem kleinen Team arbeitet.

Auch wenn eine landeskirchliche Gemeinde in Berlin der Größe nach mit einer freikirchlichen Gemeinde nicht vergleichbar ist, schauen wir doch kurz in den Bericht hinein, den diese Seelsorgebeauftragte auf einer unserer Tagungen zum Thema „Gemeinden als Stützpunkte der Liebe Gottes“ gegeben hat:

„Für manche seelsorgerlichen Begegnungen ist nur wenig Zeit erforderlich. Irgendwo ‚drückt der Schuh‘, ein kurzes Gespräch, ein anschließendes Gebet, ein persönlich zugesprochenes Segenswort und die Person geht ein Stück erleichtert und befreit ihren Weg weiter... Doch manchmal wird klar: hier ist mehr nötig als ‚nur‘ eine Aussprache und ein kurzes Gebet. Die aktuelle Not braucht einen größeren Rahmen und Schutzraum der Verschwiegenheit, in dem ohne Zeitdruck, das Herz ausgeschüttet werden kann‘. Längerfristige Begleitung erfordert Zeit, die nicht jedes Gemeindeglied aufbringen kann – auch nicht in jedem Fall der Pfarrer, nicht immer zeitlich und nicht immer der Gabe entsprechend, die nötig wäre.“ Dabei achtet diese Seelsorgebeauftragte sehr wohl auf ihre Grenzen und fragt, wo professionelle therapeutische Hilfe nötig ist und vermittelt den betreffenden Menschen ggf. dorthin, wo es diese Hilfe gibt.“⁶

Aber die Gemeinde reagiert noch auf eine andere Weise. Sie gründete ein so gen. **Familienzentrum**, weil sie von ihrem Herrn nicht nur einen Binnenblick gelernt hat, sondern auch einen Außenblick. Und was sie da im Märkischen Viertel sahen, war viel Not, vor allem in Familien.

Was ist ein Familienzentrum? Es geht darum, Eltern und Kindern Betreuungs- und Beratungsangebote zu machen, die sie in unterschiedlichen Lebensphasen unterstützen. Sie fungieren als Zentrum eines Netzwerks im Viertel, als eine Art Drehscheibe für allerlei Hilfsangebote im Viertel. Sie werden vom Familienministerium finanziell unterstützt. Eine Gemeinde, das ist das Aufregende, kann ihr eigenes christliches Profil in ein solches Familienzentrum einbringen.

⁶ Gabriele Friedewald (Seelsorgeteam), <http://www.midi-netzwerk.de/downloads/index.htm>

Der Leiter des Familienzentrums schreibt: *„Die Geschwindigkeit und Massivität der sozialen Veränderungen im Märkischen Viertel, die wir hautnah beobachten konnten, hat uns im Kontrast zu unserer stabilen Gemeinde sehr bewegt. Unbefriedigend ist der Lösungsweg, sozialen Problemen auszuweichen und eine Nische zu finden, in der es sich gut leben lässt... Wir stellen uns die Frage: Wie können wir als Ev. Kirche im Märkischen Viertel den Menschen vor Ort angemessen und mit unserem eigenen Profil dienen? Wie begeben wir uns ins Gespräch mit den vielfältigen Anbietern und Institutionen des Viertels?“*

Ich kann dieses Projekt hier nur andeuten und will es zum Anlass nehmen, meinen Abschnitt V so zu formulieren:

V. „So sehr hat Gott die Welt geliebt“. Darum „Mut zur Welt“!

Das Wort „Mission“ verlangt von uns als Christen und als Gemeinde Mut zur Welt. Stützpunkt der Liebe Gottes in der Welt ist eine Gemeinde ja nur, wenn sie Beziehungen aufbaut zur Welt, in der die Menschen sich befinden und diese Liebe ja *konkret* erfahren sollen. M. Herbst: „Eine Kirche um der Kirche willen ist nicht das Ziel der Wege Gottes. Eine Kirche, die sich nicht mehr auf die Suche nach Verlorenen macht, hat sich selbst überlebt.“ Wir hören doch nicht ohne Grund: „Geht hin in alle Welt...“ Der fromme Christoph Blumhardt soll einmal gesagt haben: „Christen brauchen eine zweite Bekehrung, eine Bekehrung zur Welt.“ Natürlich nicht, um „weltlich“ zu werden im schlechten Sinn des Wortes, sondern um sich in die Bewegung, in den Drang Gottes zu seiner Welt hineinnehmen zu lassen.

Für mich war es in der rheinischen Kirche, in der ich Gemeindepfarrer war, immer wunderschön, am Anfang eines Gottesdienst den zur Eingangsliturgie gehörenden Satz vom lebendigen Gott, in dessen Namen wir zusammen kommen, sprechen zu dürfen: „...der ewig Treue hält und das Werk seiner Hände nicht preisgibt.“ Die Gemeinde gibt mit ihrer evangelisierenden und diakonischen Hand Hoffnungszeichen, die darin begründet sind und darauf deuten: dass Gott ewig Treue hält und das Werk seiner Hände nicht preisgibt.

Und noch etwas: Die Bibel kennt einen Ausdruck, der uns ebenfalls darin erziehen kann, als Gemeinde nicht nur uns selber zu versorgen, sondern über uns hinauszugehen. Es ist der Begriff des „Reiches Gottes“. Ich lasse den Pfarrer des Märkischen Viertels nochmals sprechen: „Wenn wir uns am Reich Gottes orientieren, wird unser Horizont größer sein als das Gemeindeleben. Das ‚Reich der Himmel‘ kann mitten in der Welt Gestalt annehmen; es kann sich in jeden Bereich unserer Gesellschaft einmischen... Wer mit Gottes Reich rechnet, erlebt seinen ‚Anbruch‘ nicht nur in der Kirche.“ Jeder Christ „steht mit seiner Person für das ‚Himmelreich‘ ein – mitten in Kinderzimmern und in Schulklassen, in Büros und Geschäften, am Krankenbett oder auf einer Party, bei einer Podiumsdiskussion oder vor der Kamera. Wo immer Jesus als Herr bezeugt wird in Wort und Tat, ist sein Reich nahegekommen.“⁷

Ich werde bei solchen Worten an zwei bekannte Sätze von Johann Hinrich Wichern erinnert, einem der großen Gründer der Inneren Mission. Der erste Satz lautet: „Die Liebe hat das scharfe Auge“. Der zweite Satz heißt: „Die Liebe, sinnig wie sie ist, sucht nach der neuen Gestalt.“

⁷ Swen Schönheit, Gemeinde, die Kreise zieht, c + p Verlagsgesellschaft, 2008

Das heißt für den Gemeindeaufbau, auf der Suche zu sein unter der Frage: Wie findet die Liebe in der Welt eine neue, eine konkrete Gestalt? Wie können wir ihr dienen durch geeignete Formen des Lebens.

Das ist die Kardinalfrage des Gemeindeaufbaus.

Ich schließe das Gesagte mit einem wunderbaren Satz, den wir von Jesus selber aus Mt. 5,16 kennen: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Also etwas tun, was sich sehen lassen kann mitten in der Welt, weil es gut gemacht ist und den Menschen gut tut. Die Leute werden den Herzschlag spüren und ins Fragen kommen. Dann werden wir ihnen gerne antworten mit dem Hinweis auf die Hoffnung, die in uns ist und ihnen einen Weg bahnen in unsere christliche Gemeinschaft.

So verstehe ich missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau.